

Leute laute: »Der katholische Pfarrer, was ist das eigentlich anderes als ein Sexkrüppel, halt so ein verkorkster Schwuler, der sich noch nicht einmal outet?« So erfährt das Geschütz der »Natürlichkeit«, das lange (und zum Teil noch immer) gegen Schwule in Stellung gebracht wurde, eine neue Ausrichtung, die es nicht besser und nicht weniger ideologisch macht.

Zander geht diesen ideologieschwangeren Haltungen nach, macht Ursachen ausfindig, er stellt das landläufige Dogma in Frage, daß Menschen dauernd Sex brauchen, entlarvt es als ein Konstrukt, das noch gar nicht so alt ist. Und er geht den Wurzeln und der Geschichte des Zölibats nach, nicht systematisch, sondern so, wie er es für seinen Argumentationsgang braucht: Er streicht besonders das Nonkonformistische der zölibatären Bewegung und das Spiesserhafte und Frauenfeindliche der Gegenseite heraus. Da ist natürlich manches mehr und manches weniger überzeugend, aber seine Darlegungen sind immer originell, mit höchst interessanten kirchengeschichtlichen Details angereichert – und immer wieder vermeinte ich, den anarchischen Wind des Evangeliums aus diesem Buch wehen zu spüren. Jedenfalls hat Zanders Plädoyer nichts gemein mit den schwächlichen, lustfeindlichen Pro-Zölibats-Traktaten, wie man sie in Priesterseminaren zu lesen bekommt.

Sind hier also die besseren, die schlagenden Gründe für den Zölibat versammelt? Nein, so etwas gibt es wohl nicht.

Vor allem halte ich Zanders Generalthese, daß gerade der Zölibat *die* Alternative zum spießigen Eheleben und zur zwanghaften sexuellen Selbstverwirklichung sein soll, nicht für zwingend (und Zander selbst kehrte dem Dominikanerorden nach einem halben Jahr den Rücken). Er weiß das auch: »Jedes Argument in diesem Buch habe ich so formuliert, dass sich dem Leser auf der Stelle das Gegenargument aufdrängt. Das war töricht von mir. Doch die Torheit war Absicht. Es ist ja nicht wahrscheinlich, dass ich Recht behalten werde. Es ist sogar möglich, dass ich gar nicht Recht habe. Rechthaben ist keine religiöse Kategorie.« Zwingend wären wohl Argumente, die für alle gleichermaßen Gültigkeit hätten. Und ein Lebenskonzept *für alle* war der Zölibat ja nie. Er kann aber ein Konzept *für manche* sein, und ein respektables dazu.

Norbert Reck

## Couch zum Aufklappen

Wunibald Müller, *Lieben hat Grenzen. Nähe und Distanz im seelsorglichen Gespräch*, Mainz: Grünewald-Verlag 1998

»Peter, 22 Jahre alt, wurde von seiner Mutter sexuell mißbraucht. Jetzt ist er Priesteramtskandidat. Seit einem Jahr geht er zur Therapie. Er hatte sich, als er mit dem Studium begann, in einen Mitstudenten verliebt. Er war ihm nachgestiegen. Doch dieser wollte nichts von ihm wissen. Irgendwie kann ich akzeptieren, daß ich homosexuell bin,

sagt er, aber nicht endgültig. Er ist besorgt, da er um die Seite in sich weiß, die gegenüber Kindern gewalttätig werden kann, bis dahin, daß er sie sexuell mißbrauchen könnte.

Peter spricht schnell, verschluckt die Worte. Manchmal ist er kaum zu verstehn. Er fühlt sich nicht als Mann, sehnt sich danach, Mann zu sein. Mit Hilfe seiner therapeutischen Begleitung hat er manches bei sich entdeckt und integrieren können, was er mit Mannsein verbindet. Für Peter wird es wichtig sein, weiter in Therapie zu gehen, um seine traumatischen Erfahrungen aufzuarbeiten, um noch mehr sein ›Gewaltpotential‹ zu beleuchten und zu ›besitzen‹, sich noch zuverlässiger zu befähigen, damit umgehen, es kontrollieren zu können. Weiter muß er dem geistlichen Begleiter seine Situation eröffnen.

Peter ist sensibel, er ist in Berührung mit seinem Problem, er ist besorgt über sein ›Gewaltpotential‹. Er ist kooperativ. Er hat Strategien entwickelt, wie er sich verhalten muß, wenn er sich in Stimmungen befindet, die ihn anfällig für das Ausleben seines ›Gewaltpotentials‹ machen. Er will andere in seine Situation einweihen, will ein Netz von Beziehungen aufbauen, das ihn stützt und hält, wenn er gefährdet ist.

Doch kann er zum Priester geweiht werden? Unter denen, die Kinder sexuell mißbrauchen, befinden sich viele, die als Kinder bzw. Jugendliche selbst mißbraucht worden sind. Die immer noch vorhandene Ambivalenz hinsichtlich seiner sexuellen Orientierung kann ein Hinweis für eine mögliche pädophile oder ephebophile Veranlagung sein. Peter sollte vom augenblicklichen Stand seiner Situation her gesehen (noch) nicht zum Priester geweiht werden, wenn er überhaupt je geweiht werden kann. Zunächst muß abgewartet werden, wie sich die Therapie entwickelt und dafür muß er sich noch Zeit, viel Zeit lassen.«

Wenn man nur dieses (böswillig?) herausgegriffene Zitat liest, kann man den Autor schwer erraten. Alle möglichen Leute könnten so etwas schreiben: ein fundamentalistischer Erweckungsprediger, der möglichst alle schwulen Christen dazu bringen möchte, sich »heilen« zu lassen, Herr Dyba oder eine Opus-Dei-Nase, für die der Zusammenhang von Homosexualität und »Gewaltpotential« immer schon klar ist ... Oder es könnte ein liberaler, »verständnisvoller« Autor sein, der sich nicht scheut, auch die »Schattenseiten« einer Sache »offen« anzusprechen. Diesmal handelt es sich um Herrn Wunibald, der wieder einmal zugeschlagen hat. Ganz recht: Homo-Müller, von dem all die herrlichen Werke über »Homosexuelle Menschen« und über die »Herausforderung an die Kirche« durch die Homosexualität stammen.

Sein Thema sind diesmal sexuelle Übergriffe und sexueller Mißbrauch in der seelsorglichen Beziehung. Wenn auch das Thema auf eine gewisse, von den USA herstammende hysterisierte Konjunktur trifft, ist seine Bedeutung keineswegs zu leugnen. Gerne erführe man Verlässliches über die Realität und das Ausmaß des Mißbrauchs seelsorglicher Beziehungen, aber leider weiß Müller hier auch nichts Genaueres (statistisch dürfte das auch in der Tat schwer zu erfassen sein). Um so wolkiger spricht er von einer starken Verbreitung des Phänomens, auf diese Weise insinierend, daß in jedem Seelsorger ein potentieller Übergriffing steckt. So bringt man sein Thema an die Leser; zu mehr Nüchtern-

heit dürfte dies kaum beitragen.

Analytisch-theoretisch hat Müller nichts Neues vorzubringen, er zitiert lediglich aus neueren Arbeiten vor allem von US-amerikanischen KollegInnen und beruft sich auf Erfahrungen aus der eigenen psychotherapeutischen Praxis. An die Stelle einer erhellenden Analyse tritt ein umfängliches Sortieren; über viele Buchseiten wird man in eine Stufenleiter vom »Übergriff« zum »Mißbrauch« bis hin zur »sexuellen Gewalt« eingeweiht, alles versehen mit Fallbeispielen, Überlegungen zu Therapiechancen und zur Frage der Weiterbeschäftigung in der Seelsorge. All diese Einteilungen könnte man mit guten Gründen auch anders vornehmen oder grundsätzlich in Frage stellen – einen weiterführenden Wert haben sie kaum.

Was ist dann der Zweck dieses Buches? Worin besteht sein beabsichtigter Nutzen, wenn es nur wenig aufklärenden Gehalt hat? Müller betreibt hier die Fortsetzung der Gespräche in seiner therapeutischen Praxis mit anderen Mitteln. Angesprochen sind offensichtlich vor allem Leser, die über ihre eigenen erotischen Empfindungen bei der seelsorglichen Arbeit verunsichert sind. Ihrer Selbsterforschung soll diese ausgesprochen therapeutische Schreibe dienen; immer wieder sind in eigens hervorgehobenen Kästen Fragen direkt an die Leser gerichtet – man befindet sich sozusagen schon auf Müllers Couch, wenn man das Buch aufschlägt. Auch schwul »darf« man auf Müllers liberaler Couch gerne sein, wenigstens sich selbst sollte

man da nichts vormachen, es sei »wichtig, daß ich auch weiß, wer ich bezogen auf meine Sexualität bin«. Mag sein, daß solche klemmigen Formulierungen manchen Seelsorgern helfen herauszufinden, wer sie »bezogen auf ihre Sexualität« sind; brauchbare Handreichungen zum Umgang mit Übertragungsmechanismen im Seelsorgegespräch, einen kritischen Blick auf die spezifische Situation des zölibatären Seelsorgers oder gar eine sorgfältige Auseinandersetzung mit so pauschalen Begriffskonstrukten wie »Sexualität« (und was uns das für zusätzliche Probleme beschert) bekommt man hier nicht geliefert. Statt dessen darf man sich beim Lesen fragen, wo man selber in der Stufenordnung des Mißbrauchs vorkommt und wieviel Therapie Herr Wunibald dementsprechend empfiehlt. Bedenklich erscheint mir dabei vor allem, daß der »therapeutische Blick« die Fragen völlig individualisiert und das gesellschaftliche und kirchliche Umfeld erst einmal als unveränderlich gegeben voraussetzt. Ein Problem hat am Ende immer bloß der einzelne Seelsorger mit seiner Geilheit.

*Ludwig Löwe*